

Ursula Kraska

Mein Interesse für Chemie wurde in der Oberstufe des Gymnasiums geweckt. Nachdem ich das Fischer-Buch „Meyer 6 lernt Chemie“ in Bereich Organische Chemie verschlungen hatte, und mein „neues erworbenes Wissen“ im Unterricht anerkannt wurde, hat mich beim weiteren Lernen der logische Aufbau der Organischen Chemie fasziniert. Beim Abitur 1963 war ich mir sicher, dass ich Chemie studieren wollte. In meiner Wahl wurde ich durch die damalige Struktur des Studiums im Fachbereich Chemie an der Westfälischen Wilhelm-Universität Münster bestärkt. Statt die Studenten und Studentinnen streng nach Numerus Clausus auszuwählen, wurde dort über deren endgültige Zulassung in einer Aufnahmeprüfung nach dem ersten Semester entschieden.

Das Hauptexamen legte ich 1968 ab, gefolgt von der Diplomarbeit im Arbeitskreis Prof. Dr. Almut Klemer. Im gleichen Arbeitskreis verfasste ich meine Dissertation zum Thema „Strukturuntersuchungen an Heparansulfat und Synthese möglicher Struktureinheiten“. Die Arbeit wurde durch ein Stipendium der VW-Stiftung gefördert, das mit einer Stelle im Bereich der Ausbildung der Lehramtskandidaten in Organischer Chemie gekoppelt war. Dies war nur eine Teilzeitstelle, die Berufung auf eine Vollzeit-Assistentenstelle wurde mit der Begründung abgelehnt, dass „Frauen keine Gasflaschen transportieren und öffnen können und der Rotor der Ultrazentrifuge zu schwer für sie sei“ (Originalzitat). Promoviert zum Dr. rer. nat. wurde ich 1972 (Note summa cum laude), als weitere Auszeichnung wurde mir 1973 der Fakultätspreis verliehen. Von 1972 -1973 arbeitete ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitskreis von Prof. Dr. Dr. Fritz Micheel, wo ich an zwei GDCh-Fortbildungskursen in Kohlenhydratchemie mitarbeitete.



Im Labor an der WWU Münster während der Doktorarbeit

Danach planten mein Mann, ebenfalls Chemiker, und ich einen gemeinsamen Post-doc-Aufenthalt in Frankreich. Mir wurde ein DFG-Stipendium mit der Begründung „Aus einer Familie können nicht zwei Wissenschaftler gefördert werden“ verwehrt. Um an Fördermittel zu gelangen, hätte ich also nicht heiraten und den Namen meines Mannes annehmen dürfen. Aber es gelang mir durch Eigeninitiative während der Post-doc-Zeit meines Mannes in Paris eine Post-doc-Stelle im Arbeitskreis von Prof. Dr. Pierre Sinay an der Universität Orléans zu bekommen.



Teilnehmerin am Kohlenhydrat-Kongress in Kyoto, die damalige Dominanz der Männer ist offensichtlich

Nach unserer Post-doc-Zeit übte ich eine selbstständige Forschungs- und Lehrtätigkeit im Arbeitskreis Prof. Dr. Frieder W. Lichtenthaler aus, von 1975 bis 1977 als Liebig-Stipendiatin, 1977 - 1980 als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Aus meiner Forschungstätigkeit entstanden insgesamt sieben wissenschaftliche Publikationen. Nach fünf Jahren war keine Verlängerung der Assistentenstelle möglich (Zitat: „Besser als eigene Forschung ist die Unterstützung der Arbeiten Ihres Mannes“).

So ging ich in die Industrie: Von 1980 bis 1999 arbeitete ich in der Fotopolymer-Forschung und -Entwicklung bei DuPont de Nemours in Neu-Isenburg (Grundlagenforschung, Entwicklung und weltweite Markteinführung von Fotopolymerprodukten im Bereich Farbprüfverfahren, Auswaschlösemittel, Flexodruckplatten), von 1999 bis 2001 dann als Product & Segment Manager von Druckplatten für den Wellpappendruck. Bei der Entwicklung der Produkte konnte ich vom Labormaßstab über die Scale-up-Phasen bis zum Verkauf mit anderen Sparten verantwortlich zusammenarbeiten und damit den produktrelevanten Einführungsprozess in Einkauf, Produktion und Verkauf mitgestalten.

Mein Fazit: Ohne wirklich gewusst zu haben, was ein Chemiestudium für mich bedeuten könnte, und was es mir abverlangen würde, war ich mir jederzeit sicher, das richtige Fach gewählt zu haben. Gemessen an den Vorurteilen, die ich an der Hochschule erfahren musste, und den Steinen, die mir dort in den Weg gelegt wurden, war die Tätigkeit in der Industrie angenehmer und kollegialer.

Die Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben war insbesondere nach der Geburt unserer Tochter eine große Herausforderung. Dank der Unterstützung durch meinen Mann, der meine Berufstätigkeit immer befürwortet hatte, und einer liebevollen Tagesmutter für unsere Tochter ließ sich meist eine Lösung für ihre Betreuung finden, selbst bei den häufigen und teilweise längeren Auslandsaufenthalten. Allerdings war großer Idealismus gefragt — finanziell lohnt sich die Arbeit zu Anfang nicht. Beruf und Kind brauchten unsere „Freizeit“ auf, und so haben wir, bis unsere Tochter 10 Jahre alt war, auf nahezu alle „außerhäuslichen Vergnügungen“ verzichtet — ohne dass ich es bereut habe.